APOLOGETISCHE BLÄTTER

Mittellungen des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins

Postcheck-Konto VIII 27842 Tel. 8 54 58 Zürich / Auf der Mauer 13

Preis vierteljährlich Fr.2.-. Erscheint zweimal monatlich, 12-14 seitig.
Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr.21 (Erste Novembernummer) 15. November 1943 7.Jahrgang

Inhalt

Leitartikel:
Europäische Sorgen . . . . . S. 243
Motto: Pius XII. und die Minderheiten.
Zum Thema: Nichteuropäer bauen Europa -- Um die Kultur Europas - Mindestforderungen für die Minderheiten - Vom Vorzug der Minderheiten, die Freiheit von der imperialistischen Erbsünde - Von der Vermittlerrolle im europ. Völkergefüge - Von der Schweiz.

Erfreuliche Symptome:
Der Ruf nach Ethik und Religion . . . . . S. 246
"Charakter sehr gefragt"- 1.Der Ruf nach ethischer Haltung: Prof, Brogle und Prof. Schiess - Die sportethische Tagung auf dem Gurten bei Bern - Raymond Silva: Au service de la paix - 2. Der Ruf nach rel. Glauben: Martin Schmid über die "Bündner Schule" - Fritz Begert und Ernst Kappeler - Max Pulver - Abschliessende Betrachtung.

Zwei apologetische Gestalten:
Ein Kardinal stirbt im Exil: Ein Stück spanischer Geschichte . . S. 250
Zum Tod Prof. de Chastonays . . . . . S. 252

Das apologetisch interessante Buch:
Jakob Renggli: Thomas Taumers Tagebuch . . . . . S. 253
Ein kath. Laie und Politiker ohne Glauben.

Europäische Sorgen.

Motto:

"Im Rahmen einer sittlich begründeten neuen Ordnung ist kein Platz für die Antastung der Freiheit, Unverletzlichkeit und Sicherheit anderer Nationen, gleichviel welcher Ausdehnung oder Wehrhaftigkeit sie sein mögen. So unvermeidlich es ist, dass die überragende Leistungsfähigkeit und Macht von Gross-Staaten der wirtschaftlichen Gruppenbildung zwischen ihnen selbst und den kleineren und schwächeren Staaten die Wege weist, so muss doch, wie für alle, - im Rahmen des Allgemeininteresses - so auch für die kleineren Staaten unbestritten bleiben das Recht auf die Achtung vor ihrer politischen Freiheit, auf die wirksame Wahrung jener Neutralität, die ihnen nach Natur- und Völkerrecht bei politischen Verwicklungen zusteht, auf den Schutz

ihrer wirtschaftlichen Entfaltung. Denn nur so werden sie das Gemeinwohl, den materiellen und geistig-sittlichen Wohlstand ihres eigenen Volkes entsprechend erreichen können.

Im Rahmen einer sittlich begründeten neuen Ordnung ist kein Platz für die offene oder getarnte Unterdrückung der den nationalen Minderheiten zustehenden kulturellen und sprachlichen Eigenart, für Verhinderung oder Einschränkung ihrer wirtschaftlichen Wirkungsmöglichkeiten; für die Beschränkung oder Verhinderung ihrer natürlichen Fruchtbarkeit. Je gewissenhafter die verantwortliche Staatsmacht die Rechte der Minderheit achtet, umso sicherer und wirksamer kann sie von deren Angehörigen die gesetzliche Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten verlangen, die ihnen mit allen übrigen Staatsbürgern gemeinsam obliegen"(aus der Radiobotschaft Pius'XII.an Weihnachten 1941).

Der folgende Beitrag mag zeigen, welche Bedeutung die eben zitierten Punkte 1.u.2. der Radiobotschaft Pius'XII. gerade in der jetzigen Stunde erlangen.

Bei den letzten Gesprächen der Aussenminister Amerikas, Englands und Russlands in Moskau wurde zweifellos gerade auch um die europäische Zukunft gewürfelt. Europäer aber waren nicht dabei, denn auch England tritt bei solchen Konferenzen vorzüglich als das über alle Kontinente sich erstreckende Empire in Erscheinung. Wir werden also nicht gefragt, nicht einmal, wenn es ausgerechnet um uns selber geht. In einem Artikel des "Journal de Genève" vom Samstag-Sonntag,den 30-31.Oktober 1943 (Nr.257) weist René Payot auf diese seltsame Tatsache hin und bemerkt gleich eingangs, dass selbst eine grosse Zeitung in New-York sich in dieser Sache die europäischen Sorgen zu eigen macht. Die Geschichte beweise, dass nur Kartenhäuser gebaut würden, wenn grosse Staaten die kleineren lediglich als Einflusszonen betrachteten, und wenn sie nach ihrem Belieben mit ihnen verführen. Die grosse Zahl der neuordings erscheinenden Bücher über Europa bezeugt allein schon, dass es eine beklemmende europäische Sorge in unseren Tagen gibt. Sie zeigt allerdings auch den wachsenden Willen, das eigene Schicksal nicht willenlos dem Zugriff Fremder zu überlassen, auch nicht in dem Falle, dass die Rettung Europas zunächst ohne fremde Hilfe unmöglich scheint.

Wir sind bei unseren Betrachtungen über Europa vom Kulturbegriff des christlichen Abendlandes ausgegangen. Dieses christliche Abendland möchten wir retten, einmal weil die ganze Welt ihm zu höchstem Dank verpflichtet ist, dann aber auch, weil die kommende Entwicklung ohne den europäischen Einsatz für uns nicht vorstellbar ist. Wir wissen wohl, dass eine blühende Kultur im allgemeinen ein unabhängiges, in schöner Freiheit atmendes Volk voraussetzt, dass also unlösbare Verbindungen zwischen Kultur und Politik bestehen. Dazu kommt weiter, dass politische Unabhängigkeit ohne wirtschaftliche Selbständigkeit ein sehr problematischer Begriff ist,dass also auch die Wirtschaft mit ihrer Organisation grosse Bedeutung für die Kulturfrage hat. Dennoch lässt sich die Kulturfrage in etwa von der politischen und der wirtschaftlichen lösen, und wir sind schon darum gezwungen dies zu tun, weil sich die Herren der Welt über die Politik und die Wirtschaft der Zukunft durchaus nicht klar und wohl auch nicht einig sind. Es gibt tröstlicherweise ja auch den Fall, dass eine starke Kulturseele die Tendenz und die Fähigkeit besitzt, sich auch den politischen und wirtschaftlichen Körper aufzubauen, und das ist möglicherweise der Fall des Europas der Zukunft.

Was wir heute beabsichtigen, das ist die Aufstellung gewisser Mindestforderungen, die wir für die Rettung der abendländischen Kultur für unerlässlich halten. Werden sie nicht erfüllt von jenen, die für die nächste Zukunft verantwortlich sind, so wird Europa in Nacht und Finsternis versinken. Wir denken hier an das sogenannte Problem der Minderheiten, an eine weitere Entwicklung des "Rechtes der Minderheiten", vor allem an die Möglichkeiten ihrer kulturellen Autonomie. Bekanntlich wurde dieses Recht der Minderheiten gerade im Deutschland der Weimarer Republik und dort nicht

zuletzt vom deutschen Katholizismus mit besonderer Liebe und Hingabe behandelt. Ob sich in diesem oder jenem politischen Lager mit der Betreuung der Minderheiten oder ganzer Volksteile, die etwa in Polen oder in der Tschechoslowakei wohnten, dunkle Nebenabsichten verbunden hatten, das sei dahingestellt. Bei den deutschen Katholiken war das bestimmt nicht so, sondern bei ihnen war der Gedanke führend, dass verstreute Volksgruppen, wenn sie nicht kulturell unterstützt werden, nicht nur leicht ihre Nationalität verlieren, sondern vor allem auch ihre Religion. Und so hat man sich denn tatsächlich in erster Linie bemüht, jenen Minderheiten und Volksteilen Seelsorger ihrer Sprache zu vermitteln. Aus diesem Grunde besonders hat auch das Papsttum den neu erwachenden Sinn für die Rechte der Minderheiten gefördert und zwar ganz offenbar in der Erkenntnis, dass es sich bei dieser Frage auch um die Fundamente einer europäischen Rechtsgemeinschaft handle, um eine der sichersten Garantien des Weltfriedens. Leuchten wir schrittweise in den hier sich öffnenden Ideenkomplex hinein.

I.

Die Rolle, die die Minderheiten im europäischen Gefüge spielen, gleicht sehr derjenigen der kleinen Staaten. Sie sind weniger als die grossen Mächte in der Gefahr, das Streben nach Macht über das nach geistigen Werten zu setzen. Minderheiten, die es mit der Erhaltung ihrer ererbten Sprache, ihrer Sitten und Bräuche ernst meinen, die darum allein schon loyale Staatsbürger in jenem politischen Bereich sind, dem sie nun einmal angehören, können wahre Inseln schöner Gemeinschaft sein. Wie sollten sie auch daran denken, imperialistischen Träumen nachzuhängen, da hierfür jedes Fundament in der Wirklichkeit fehlt. Und so ist die Hierarchie der Werte, das eigentliche Geheimnis des christlichen Abendlandes, bei ihnen verhältnismässig gut gesichert. Man könnte hier etwa an die Polen in Deutschland oder auch an die Deutschen in Polen denken, und jeder Kenner der Verhältnisse wird zugeben, dass sich vor dem Einbruch der nazistischen Ideologie ein dauernd erträglicher werdendes Verhältnis dieser Minderheiten zu den betreffenden Mächten herausgebildet hatte. Wie wichtig dieser Gedanke gerade im Augenblick sein könnte, mag das polnische Problem oder das litauische beweisen. Nehmen wir einmal an, es zeigte sich, dass im politischen Raum Grenzziehungen, wie dieses oder jenes Volk sie wünschen mag, praktisch nicht realisierbar sind, so kann das daraus folgende Uebel doch nicht so gross werden, wenn die von einem Mutterland getrennten Brüder sich innerhalb des Machtbereiches des stärkeren Nachbarn eines garantierten Minderheitenrechtes und einer gewissen kulturellen Autonomie erfreuen. Das gilt auch für Finnland, das gilt fast überall in einem Europa, in dem Grenzziehungen einzig nach dem Gesichtspunkt nationaler Zusammengehörigkeit einfach unmöglich sind, man denke besonders an den Balkan.

II.

Wiederum ganz ähnlich wie die kleinen Staaten, die von der imperialistischen Erbsünde frei sind, erfüllen die Minderheiten eine unentbehrliche kulturelle Vermittlerrolle im europäischen Völkergefüge. Minderheiten sind zum wenigsten gezwungen, neben ihrer eigenen Kultur die des Landes sich anzueignen, das sie freundlich aufgenommen hat, zu dessen Aufbau und sogar zu dessen Verteidigung sie das Ihrige vielleicht Jahrhunderte lang beigetragen haben. Ohne diese kleinen Staaten und ohne diese Minderheiten fehlte es im starren System der Grossmächte an den beweglichen Muskeln und den verbindenden weicheren Teilen im europäischen Organismus. Es wäre unter diesem Gesichtspunkt sehr interessant, im einzelnen darzulegen, was so kleine Länder wie z.B. Luxemburg für Europa geleistet haben. Wir wollen auch daran erinnern, welches Interesse etwa die holländischen und die Schweizer Katholiken für die grossen kirchlichen Fragen gezeigt haben, ein grösseres und selbstloseres Interesse, als man es bei viel mächtigeren Nachbarn antreffen konnte. Die Minderheiten haben durchweg eine reichere Erfahrung

und einen weiteren Blick, als selbst grosse Nationen, die in der ständigen Anschauung ihrer wirklichen oder ihrer eingebildeten Herrlichkeit nach und nach zu einer chronischen Horizontverengung gelangen, gelegentlich bis zu jener nationalen Verdumpfung, über die Nietzsche sich lustig macht.

III.

Gelangen die Grossraummächte, die jetzt in Moskau getagt haben, nicht zu einer Anerkennung des Minderheitenrechts und der damit zusammenhängenden kulturellen Autonomie kleiner souveräner Völker und abgesplitterter Gruppen, so haben sie den Kampf um Europa verloren. Sie werden ein Gewaltregime bringen, das in den Formen vielleicht milder ist, als Rassismus und dergleichen, aber im wesentlichen werden sie Europa nicht gerecht. Wir dürfen das heute sagen, da wir in London und in Washington zweifellos auf den besten Willen in dieser Hinsicht rechnen können. Wir müssen es sagen, weil da ja auch noch Moskau ist, das in seiner Behandlung der Polen und der Litauer in den letzten Jahren sich noch nicht zu jenen Prinzipien durchgerungen hatte, die seinem eigenen Regierungssystem beinahe wesensfremd sind. Sollte Moskau ein solches Damaskus in den letzten Tagen erlebt haben, so könnte auch unsere Freude über die herrlichen Ergebnisse dieser Konferenz eine triumphale sein. Wer die Rechte der menschlichen Natur in den Minderheiten und in den kleinen Staaten nicht achtet, der kann nicht verlangen, dass wir ihn ernst nehmen, wenn er diese Rechte für die Grossen proklamiert. Denn das Recht ist wie Schönheit im Kleinen wie im Grossen, und wer es nur im Grossen will, der macht sich verdächtig. Sapienti sat...

Noch eine Schlussbemerkung: Raymond Silva hat vor kurzem ein Buch herausgegeben mit dem Titel: "Au service de la Paix, l'idée fédéraliste". In dieser verdienstvollen Arbeit wird in mehreren Kapiteln die vorbildliche Bedeutung der Schweiz hervorgehoben. Für uns genüge es, darauf hingewiesen zu haben, denn ein jeder Schweizer wird nach unseren Ausführungen ohne weiteres verstehen, warum in diesem Zusammenhang das in so vielen Gefahren bewährte friedliche Zusammenleben mehrerer Sprachgemeinschaften in einer und der gleichen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einheit, heute von der ganzen chaotisch zerrissenen Welt mit Staunen betrachtet wird. Die ausweglosesten Probleme, an denen die Menschheit krankt, scheinen hier tatsächlich gelöst zu sein. Und diese Tatsache zeigt, dass sie lösbar sind. Wir werden natürlich das, was in der Schweiz seit Hunderten von Jahren geworden ist, nicht mechanisch auf andere Völker übertragen können, aber die Wirkung eines klassischen Vorbildes, ungefähr des einzigen in der Welt, wird und soll es haben. Und so ernten denn alle Nationen von dem Baum, der in friedlichen Tälern zwischen granitenen Felsen gewachsen ist, einem der herrlichsten Freiheitsbäume der Geschichte.

Der Ruf nach Ethik und Religion.

In der Nummer vom 29. Oktober 1943 brachte die "Weltwoche" einen Leitartikel unter dem Titel: "Charakter sehr gefragt". Es wurde darin deutlich gesagt, "dass es selbst in unserer scheinbar so entseelten Zeit doch noch andere Werte gibt, als nur die wäg- und messbaren und andere Kräfte, als nur die der Kanonen und Flammenwerfer, und es zeigt - was fast noch merkwürdiger ist -, dass primitive, kompromisslose Anständigkeit auf die Dauer sogar weiterführen kann, als alle sogenannte Realpolitik, die vor keinem Kompromiss zurückschreckt".

Tatsächlich hören wir auch bei uns in der Schweiz seit längerer Zeit Rufe zur Besinnung auf die wahren Werte der Menschheit, und es lohnt sich vielleicht einmal, diese Rufe etwas im Zusammenhang anzuhören, und sie auf ihren echten Klang zu prüfen. Wir können diese Rufe sofort in zwei

Gruppen einteilen, die deutlich voneinander geschieden sein wollen: es ist einmal der Ruf nach einer neuen e t h i s c h e n H a l t u n g, es ist sodann der Ruf nach r e l i g i ö s e m G l a u b e n.

1. D e r R u f n a c h e i n e r n e u e n e t h i s c h e n H a l t u n g.

Was uns zunächst auffällt: Es sind nicht sosehr die Vertreter der geistigen Bezirke, die nach solch neuer Haltung rufen. Vielleicht hat der blosse Utilitarismus und Eudämonismus in Wissenschaft und Kunst nie eine so grosse Rolle gespielt, dass ein vollständiges Versinken in materiellen Werten für sie die Folge war. Früher oder später führt die Beschäftigung mit geistigen Werten doch mit immanenter Notwendigkeit zurück zur Anerkennung von Wertmasstäben, die über blossen Nützlichkeitserwägungen und Lustmotiven liegen. Es sind vielmehr die Kreise, die sich mit materiellen und vitalen Werten abgeben, die stärker zu einer geistigen Ordnung sich zurückgerufen fühlen.

So hielten auf der Jahresversammlung der schweizerischen Gesellschaft für kaufmännisches Bildungswesen in St.Gallen am 18.Juli 1943 Prof. Brogle, Direktor der Schweizerischen Mustermesse,Basel, und Prof. Schiess (Lausanne) zwei Vorträge über das Thema: Die Pflege der seelischen Werte an den Handelsschulen. Beide Referenten fordern eine neue WIRTSCHAFTSETHIK. Nicht der gerissene Kaufmann, der sich erfolgreich durchsetzt,kann als Vorbild gepriesen werden. Im Gegenteil, der angehende Kaufmann soll wissen, dass er später eine Arbeit verrichten wird, die,richtig beurteilt, eine grosse kulturelle Aufgabe im Dienste des Volksganzen ist. Auf dieses Ziel muss er erzieherisch vorbereitet werden. Sein Wille zu s i t t l i c h e m H a n d e l n muss geweckt werden. Er muss lernen, den Gefahren und Versuchungen zu trotzen. Das Ziel ist die Erziehung zum vollwertigen, "königlichen" Kaufmann, der ehrenhaft, anständig, höflich, redlich, beherrscht und grosszügig ist. Er setzt sich für die Wahrheit ein und handelt stets korrekt und gerecht. Noch nie ist der Boden für eine solche Ethik so günstig gewesen wie heute. Die Jugend sehnt sich nach der Pflege i m m a t e r i e l l e r W e r t e. Daher sind die Lehrpläne gründlich zu entrümpeln; es muss Platz geschaffen werden, damit hervorragende Persönlichkeiten aus Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft als Vorbild in der Handelsschule zur Geltung kommen. Der französische Referent ergänzte diese hohen Gedanken in glücklicher Weise. Zur "formation de la mentalité" eignet sich jedes Fach, denn die Pflege der seelischen Werte erfolgt nicht durch das Fach vermittelst des Lehrers, sondern durch den Lehrer vermittelst des Faches. Daher ist die Wahl des Lehrers sowie des Schulleiters besonders wichtig. Ein Lehrer sollte nicht definitiv gewählt werden, bevor er durch eine Probeanstellung von einem Jahr seine Eignung als Erzieher bewiesen hat. Ausserdem sollte die Schule durch besondere Veranstaltungen das seelische Moment pflegen, etwa durch Ansprachen seitens eines Pfarrers, eines hohen Offiziers, eines Wirtschaftsführers von hoher ethischer Auffassung, einer Mutter, die die Familie preist, eines Behördemitglieds. Die Eltern vertrauen der Schule mit ihrem Kinde das Wertvollste und Köstlichste ihres Lebens. Daher hat der Erzieher nicht nur die Pflicht, ihm Wissen zu vermitteln, sondern er soll helfen, ihm eine ETHISCHE GRUNDEINSTELLUNG zu geben, die es befähigt, das Leben zu meistern (siehe Bericht in der Schweiz. Erziehungs-Rundschau Okt.1943, S.153).

Einen Schritt weiter gingen teilweise die Referate, die im Mai d.J. auf der SPORTETHISCHEN Tagung auf dem Gurten bei Bern gehalten wurden. Es ging dabei, wie die NZZ. vom 15. Juni referiert, nicht nur um das ideale Verhalten im Sport, sondern in noch ausgeprägterem Mass um die ideale Erziehungsform, die zu ethischem Verhalten führen kann. "Im Grunde genommen mündeten die meisten Voten in die unmittelbare Erkenntnis aus, dass sich sportliche Ethik vom allgemeinen Begriff der Ethik kaum wesentlich unterscheidet, dass, was im täglichen Leben gut und vernünftig ist, es für den

Sportbegeisterten nicht minder ist. Aber vielleicht wird man fragen, ist es umgekehrt so, dass sich im Sport die GRUNDLAGEN für eine ETHISCHE LEBENSAUFFASSUNG herausbilden können, die für den Alltag richtunggebend sind? Tatsächlich schienen einzelne Referenten von der Ueberlegung auszugehen, dass sportgerechtes Leben einer neuen geistigen Haltung in allen übrigen Belangen des sozialen Lebens den Weg weisen könnte. Dass es dabei den Referenten ernst war, bezeugt auch die ehrliche Kritik, die sie an den bekannten Auswüchsen des Sportes übten: die marktschreierische Sportreklame, die die Kritikunfähigkeit fördert usw. Dazu das Betonen, dass es sich nicht um körperliche Belange allein, sondern um die harmonische Gestaltung des Menschen handle. Als letzte Ziele erschienen dabei: Körperliche und geistige Gesundheit, die die "Grundlagen eines gehaltvollen Lebens des Einzelnen und damit das beste Fundament des Ganzen bilden". Darum wird verlangt: "Der Trainingsleiter, vorab der Juniorenleiter, hat neben der Betreuung der körperlichen Ausbildung dem Zögling vor allem in seelischer Erziehung Vorbild und Ratgeber zu sein. Der MENSCH als geistig-moralisches Wesen soll im Brennpunkt jeder Erziehung sein".

Auch die Politik hat sich in mannigfachen Formen das Wort von der Umerziehung der Menschen zu eigen gemacht. Eine POLITISCHE ETHIK verlangt im Grunde die neue Schrift von Raymond Silva: Au service de la paix (Neuchâtel), vgl. dazu auch NZZ. vom 17.10.43). Die Schaffung eines Weltregimes, in dem die Begriffe von Freiheit und Autorität sich ergänzen, das ist für Silva das Kernproblem der kommenden Friedensordnung. Darüber hinaus sieht Silva die besondere Aufgabe der Schweiz darin, "die letzte Zufluchtsstätte alles dessen zu sein, was dem Dasein seine Grösse und sein Ziel gibt, mit einem Wort, den Hort menschlicher Werte zu bilden, das ist zweifelsohne der eigentliche Sinn der providentiellerweise neutralen Schweiz. Ueber diese menschlichen Werte, die Gott den Schweizern in Verwahrung gegeben hat, sind sie der Menschheit Rechenschaft schuldig. Inmitten einer Welt in Flammen sind sie die geistigen Hüter alles dessen, was ihr heilig und gemeinsam ist; sie müssen deshalb jeden Augenblick das klare Bewusstsein dieses ihres Existenzgrundes haben. Da sie sozusagen die einzigen sind, die die Dinge von einem europäischen Standpunkt aus sehen, müssen sie, was immer es sie kosten mag, von aller sentimentalen Einseitigkeit, von allem Parteigeist ablassen. Sie haben eine gefährliche Art zu vereinfachen. Sie sind es sich schuldig, diese Neigung zu überwinden, ihren Horizont zu erweitern, gross zu sehen.., mit einem liebenden und nicht mit einem verdammenden Geist zu urteilen, und deshalb sollen sie die schwere Tugend der Demut pflegen, um jede egoistische Neigung, jeden Wunsch nach persönlichem Gewinn zu verscheuchen". Aber Silva weiss, dass das bestehende moralische Vacuum so gross ist, dass es nicht leicht sein wird, es wieder auszufüllen, darum schliesst seine Schrift mit einem Bekenntnis zu den CHRISTLICHEN ORDNUNGSPRINZIPIEN.

2. Der Ruf nach religiösem Glauben.

Sucht die erste Gruppe in einer neuen ETHIK den festen Halt, so erwartet eine zweite Gruppe solchen Halt nur von einer soliden religiösen Fundierung. Wieder wollen wir aus einigen Neuerscheinungen der letzten Zeit die entsprechenden Abschnitte und Sätze zitieren, um in etwa die Tiefe solcher Erwartungen und solchen Glaubens auszuloten. Dass es sich dabei hauptsächlich um die Schriften von Erziehern und Psychologen handelt, braucht uns nicht zu überraschen, denn gerade sie spüren in der Praxis am stärksten die Notwendigkeit, den ethischen Forderungen auch einen Rückhalt zu geben oder sie doch mit dem Schimmer höherer Welten zu verklären.

Martin Schmid, der Bündner Erziehungsdirektor, schreibt in seinem aufschlussreichen Buche: "Die Bündner Schule" (Zürich 1942): "Vielleicht stellt nun jemand dieGretchenfrage: "Wie hast du's mit der

Religion?" "Die Frage verlangt heute eine bestimmtere Antwort, als das vor zwanzig und dreissig Jahren der Fall gewesen wäre; denn die gewaltigen Erschütterungen unserer Tage, Not und grosse Unsicherheit haben die Sehnsucht nach festem Ankergrund, nach Halt und Hilfe geweckt und den Menschen gelehrt, Haupt- und Nebensatz zu unterscheiden". Freilich muss Schmid feststellen, dass, trotzdem die Bündner Schule nie religionslos gewesen ist, doch "der Zeitgeist nicht ohne Einfluss blieb". "Das Schulgebet musste mancherorts dem 'fröhlichen Morgenlied' Platz machen". Und Schmid zitiert den Schulinspektor Mathis, der erklärte: "Ich will keinen Kulturkampf heraufbeschwören; aber ein Schulanfang ohne innere Sammlung und Erhebung kommt mir vor wie eine Mühle ohne Wasser. Ein kurzes inniges Schulgebet, dazu ein fröhliches Lied aus reinem Kindermund geben dem Unterricht eine Weihe, wie ich sie als Lehrer nie entbehren möchte, und ich kann schlechterdings nicht begreifen, wie von erziehendem Unterricht immer wieder gesprochen werden will, ohne einen Hauptmoment desselben wahrzunehmen". Und Schmid selbst fährt weiter: "Man überliess 'die Religion' dem Pfarrer.., der Lehrer blieb beim Profanen. Der Lehrer (wenigstens der reformierte Lehrer), falls er nicht die Orgel trat, erschien etwa so häufig in der Kirche, wie der Pfarrer in der Lehrerkonferenz... Und wie Schritt um Schritt der kirchliche Kalender mit seinem religiösen Brauchtum zerfiel, verflüchtigte sich das Religiöse als peripheres Ereignis in äusserliche Tradition, in Naturreligion und vaterländisches Festpathos.- Das scheint mir klar, dass es sich nicht einfach darum handelt, den Religionsunterricht methodisch zu heben - das ist nicht das wichtigste -, sondern den ganzen Unterricht, die g e s a m t e Erziehung in Haus und Schule religiös zu verankern. Aller Unterricht muss religiös-sittliche Haltung haben, muss Ehrfurcht schaffen, in der sich ja die Bereitschaft ausdrückt, das Leben nach absoluten Masstäben zu messen. Ehrfurcht und Achtung auch vor der andern Konfession der Miteidgenossen. Starrer Fanatismus,, frommverbrämtes Machtgelüsten, asketisch-fernes Weltverneinen wären erzieherisch so unsinnig wie überhebliche Wissenschaftlichkeit und hochnasige Lautheit". "Die religiöse Frage (protestantisch gesehen) ist so wenig ausschliesslich Sache der Geistlichen als die Schulfrage die der Lehrer... Und Schmid schliesst: "Blüh auf, gefrorner Christ" (S.77/78).

Aehnlich spricht sich auch F r i t z B e g e r t in seinem sympathischen, vielfach neue Wege gehenden Büchlein "Auf dem Bühl" (Zürich 1942) aus: "Es braucht ein klares Weltbild, eine einheitliche Weltanschauung, religiöse Vorbilder, ein differenzierendes Gewissen... (S.67).

E r n s t K a p p e l e r schreibt in seinem dichterisch warmen Buche "Ich glaube an den Menschen" (Zürich 1942) einen eigenen Abschnitt: "Vom Glauben" (S.70-84). Sein alles harmonisierender Relativismus löst freilich jedes auf klarer, vernünftiger Einsicht beruhendes Glauben auf in dunkle Ahnungen, tiefe Sehnsüchte, in Gottesgefühle, die verschiedene Wege gehen... Aber eindeutig sieht er, wie wichtig es ist, dass "noch eine Macht über der Macht des Menschen anerkannt wird. Denn die Macht des Menschen ist ins Unermessliche gewachsen und steht im Begriffe, an Stelle der göttlichen zu treten und uns mit ihrem Himmel zuzudecken - nicht mit Schnee und fallenden Schleiern der Nacht, sondern mit Bomben und Feuer, mit Hungertüchern und schrecklichstem Elend" (S.74). Und sehr schön schliesst der Schulmeister-Dichter diesen Abschnitt: "Wäre es nicht eher an ihm (Gott), den Glauben an uns zu verlieren - als an uns, den Glauben an ihn zu verlieren?... Aber wenn wir nun trotz dieses Verrates, trotz der furchtbaren menschlichen Verirrungen unserer Zeit, mitten aus dem Krieg heraus, mutig bekennen, dass wir an den Menschen glauben, wie sehr er uns auch heute zur Verzweiflung treibt - wie sollten wir dann den Glauben an Gott verlieren, der sein blinkendes Sternenzelt noch nie über uns verlöschen liess, der uns treu blieb, auch wenn wir ihn tausendmal verliessen? Der Glaube an den Menschen braucht von uns Mut. Der Glaube an Gott Demut" (S.84).

Einen sehr interessanten Exkurs über "Glauben" findet sich in dem Büchlein "Auf Spuren des Menschen" von M a x P u l v e r (Zürich 1942, S.45 ff.). Ausgehend von dem Glauben als einem Annehmen, Aufnehmen, "Fürwahrhalten auf die Versicherung eines Menschen hin, der bei uns moralischen oder vernunftmässigen Kredit hat", meint Pulver, ohne eigentlich den religiösen Glauben besonders zu erwähnen, dass dieser Kredit praktisch nicht eingelöst wird, der Vorschuss, den wir gewährt haben, wird uns nicht zurückbezahlt.- Wir verlieren den Glauben: "Plötzlich stecken wir..im Schlamm der Meinungen, im Brei der Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten". Da nun wendet Pulver seinen Glaubensbegriff. "Glauben ist offenbar noch etwas anderes als das, was man uns gelehrt hat. Glauben ist nicht allein das Fürwahrhalten von Sätzen und Meinungen und Urteilen. Glauben ist ein Keimen, wie der Pflanzen unter dem Schnee.. "Man glaubt, mitten in seinem Unglauben glaubt man, und ob man hundertmal glaubte, nichts mehr und an nichts mehr zu glauben. Dieser Glaube ist so alt wie die Welt, ja vielleicht älter als die Welt, denn er hat sie hervorgebracht, und so ist er ihr Vater. Verstand kann ihn loben oder tadeln, er sprosst... Er ist der Grund jeder Existenz". "Für den Klugen ist, was noch nicht ist, nicht. Für den Liebenden ist, was noch nicht ist, wahrhaft wirklich" (49). So gelangt Pulver vom einsichtigen, Fürwahrhalten - Glauben zum liebenden Fiduzial-Glauben, vom katholischen Standpunkt zum protestantischen!

Versuchen wir nun diese beiden Rufe zur Besinnung auf ihren echten Klang zu prüfen. Es ist zunächst kein Zweifel: Wir freuen uns über den Ruf nach einer neuen ethischen Haltung in Wirtschaft, Sport und Politik. Aber ist dieser Ruf nicht doch zu unverbindlich? Vielleicht doch nur erstanden aus der erschrockenen Feststellung: So kann es nicht weitergehen! Auch wir machen uns die Ansicht der "Weltwoche" zu eigen, die im eingangs erwähnten Leitartikel zum Schluss meint: "Wir geben uns keinem übertriebenen Optimismus hin; denn wir glauben zwar, dass die Welt nun wieder besser, geruhsamer und für die Menschen erträglicher werden kann, wir wissen aber trotz aller Wendungen zum Bessern, dass sie nie ein Paradies werden wird". Es ist eben eine im Lauf der Geschichte immer wieder bewiesene, und stets sich neu erweisende Tatsache, dass eine rein natürliche Ethik nie lange Bestand hat. Dass sie in komplizierten Situationen und im Sturm der Leidenschaften nur allzu leicht verbogen wird, wie die jüngste Gegenwart lehrt, wo etwa Hass des Feindes als Hauptgebot eines überzeugten und politisch geschulten Staatsbürgers aufgestellt wird, wo auch der Sport, dessen bildende Wirkungen wir im übrigen gerne anerkennen, oft nur als Vorstufe eines Landknechts-Soldatentums betrachtet wird, und die Wirtschaft sich in vollständige Abhängigkeit politischer Konzeptionen begibt.-

Darum stimmen wir vielmehr mit jenen überein, die über ethische Haltung hinaus den religiösen Glauben postulieren. Freilich einen Glauben, der weder in schönen Gefühlen verströmt, noch eine blosse Hoffnung wider alle Hoffnung ist, sondern als rationabile obsequium auf der einsichtigen Vernünftigkeit unserer Glaubensgrundlagen gegründet, eine feste Ueberzeugung ist, und aus dieser Ueberzeugung heraus sich für die Verwirklichung der Ordnungspläne Gottes im privaten und öffentlichen Leben einsetzt.

E i n K a r d i n a l s t i r b t i m E x i l.

Am 13. September d.J. starb in Freiburg i.Ue. nach 7jähriger Abwesenheit von seiner Diözese im Alter von 75 Jahren seine Eminenz der Kardinal VIDAL Y BARRAQUER, Erzbischof von Tarragona.

Die Presse hat dieser Nachricht nur geringe Beachtung geschenkt, und doch verdient sie die Aufmerksamkeit all derjenigen, die Gerechtigkeits-

sinn und Standhaftigkeit schwierigen Aufgaben gegenüber bewundern.

Der zukünftige Kardinal-Erzbischof von Katalanien erhielt als junger Advokat in Barcelona den Ruf Gottes zum Priestertum. Mit 31 Jahren geweiht, wurden ihm sogleich - durch Ernennung oder Wahl - bedeutende Aemter in seiner Heimatdiözese Tarragona übertragen. Im Jahre 1913 ist er Bischof von Salsona und Wahlsenator für die kirchliche Provinz von Tarragona; 1919 Erzbischof von Tarragona und Senator auf Lebenszeit. Seine Heiligkeit Benedikt XV. macht ihn zum Kardinal mit dem Titel von Sainte-Sabine und ernennt ihn gleichfalls zum Mitglied der römischen Kongregationen des Konzils, der Religiosen, der Seminarien und für die Erhaltung der Peterskirche. Als Bischof von Salsona errichtet er das Diözesanmuseum für Urgeschichte, und später als Erzbischof von Tarragona gründet er die erzdiözesanischen historischen Archive. S.Hl. Pius XI. stellt ihn als Hilfsbischof 1934 seinem Generalvikar, Mgr. Borràs, zur Seite, der heute an der Spitze der glorreichen Gemeinde der 140 Priester der Diözese von Tarragona steht, die während der Revolution und des Bürgerkrieges starben.

Während seines langen Lebens als Bischof und Kardinal-Erzbischof weigerte er sich stets, irgendwelche zivilen Auszeichnungen anzunehmen, sowohl unter der Monarchie, wie unter der Republik. "Das Kreuz auf der Brust", so sagte er, "genügt für einen Prälaten der Kirche".

Als Dekan der in Spanien wohnhaften Kardinäle fiel ihm die Aufgabe zu, vom Herbst 1931 bis Ende 1935 die Konferenzen der spanischen Erzbischöfe zu leiten. In dieser Eigenschaft wies er die Richtung und legte den Grundstein zur spanischen Katholischen Aktion, die unter der offiziellen Führung von Herrn Angel Herrera, fest und mit Geschick geleitet, sich als sehr wirksam erwies. Die in jeder Hinsicht, Tiefe wie Ausdehnung, erzielten Ergebnisse erlauben die Feststellung, dass sie in kurzer Zeit mit an erster Stelle, wenn nicht sogar führend in Europa gestanden hätte.

Die Uebernahme der Regierung durch die Republik im April 1931 gab diesem vorzüglichen Prälaten die Gelegenheit, auf völlig neuem Felde seine hervorragenden Eigenschaften der Standhaftigkeit, Gewandtheit und schöpferischen Initiative zu entwickeln. Seine unerschütterliche Gefolgschaft dem Hl. Stuhl und sein Gehorsam den apostolischen Richtlinien gegenüber war so gross, dass sie ihm seitens der "Regalisten" (die spanischen Josephisten) und selbst sogar seitens einiger Geistlicher die Beschuldigung des Vatikanismus eintrugen.

Er musste mit den Leitern dieser Republik verhandeln, die unter einem antiklerikalen, ja antichristlichen Zeichen geboren war, die jedoch in ihrem Schosse genügend weise Elemente barg, welche die Vorbereitung besserer Zeiten ermöglichten, wenn in den Reihen der spanischen Katholiken sich nicht die gleichen Dissidenzen und Widerstände wiedergefunden hätten, die bereits im französischen Katholizismus das "ralliement" zum Scheitern gebracht hatten.

In der Absicht, dem Klerus und den Gläubigen Direktiven zu geben, veröffentlichte der spanische Episkopat Ende 1931 einen gemeinsamen Hirtenbrief, der ohne Ausnahme von allen Bischöfen unterzeichnet war - an erster Stelle vom Kardinal Vidal. In diesem Briefe wurde, im Anschluss an einen nachdrücklichen Protest gegen die Laiengesetze, zwischen Gesetzgebung und Regime deutlich unterschieden und es allen Katholiken zur Pflicht gemacht, die bestehende Form der Regierung anzunehmen, innerhalb ihres Rahmens an einer Verbesserung der der Kirche gestellten Bedingungen zu arbeiten und jeden Aufruf zur Gewalttätigkeit zurückzuweisen.

Der Hirtenbrief wurde wohlwollend aufgenommen, und seine wohltuende Wirkung machte sich binnen kurzem fühlbar. Die Rechtsparteien gewannen die Wahlen vom November 1933 und eroberten damit die Regierung, was die extreme Rechte - durchsetzt mit der Ideologie der "Action Française" - veranlasste, ihre Opposition, zunächst tückisch, den Richtlinien des bischöflichen Hirtenbriefes gegenüber zu verstärken und einen leidenschaftlichen Kampf gegen die Arbeit der Partei des Gil Robles im Parlament und in der Regierung zu führen, der den Forderungen des genannten Dokumentes folgte. Diese extremen Elemente machten aus ihrer Ansicht, dass ihnen die Partei des Gil Robles verhasster

sei als selbst die Kommunisten, keinen Hehl. Die daraus erfolgende Spaltung der Rechtsparteien trug der Linken eine schwache Mehrheit bei den im Februar 1936 stattfindenden Wahlen ein. Dieser Umstand schuf die für den Bürgerkrieg - der, mit verschiedenen Zielen, durch die äusserste Rechte und Linke hervorgerufen am 18.Juli 1936 ausbrach - günstige Atmosphäre.

Kardinal VIDAL wurde ins Gefängnis geworfen, dann aber wie durch ein Wunder aus den Händen der Anarchisten zu Beginn der Revolution, die, wie man weiss, dem Ausbruch des Bürgerkrieges in Spanien folgte, gerettet. Er begab sich sodann in ein Kartäuserkloster in Italien, von wo er sein möglichstes tat, um beständig mit seinen Priestern und Diözesanen, die teils in der einen, teils in der anderen kriegführenden Zone lebten, in Verbindung zu bleiben. Den verborgen oder in Katalanien im Gefängnis lebenden Priestern brachte er bedeutende materielle und geistige Hilfe. Zudem weigerte er sich, irgend etwas zu tun oder irgend eine Erklärung zu unterzeichnen, die die äusserst schwierige Lage seiner Priester, deren Leben und Apostolat in gewissem Sinne an die Katakombenkirche erinnerte, verschlimmern konnte. Es ist einer der Gründe, weshalb seine Unterschrift - übrigens nicht die einzige - auf dem im Jahre 1937 an alle Bischöfe der Welt vom spanischen Episkopat gerichteten gemeinsamen Hirtenbrief fehlte, der den Bürgerkrieg erklären und rechtfertigen sollte.

Man muss sich jedoch fragen, ob es nicht auf diese Weigerung zurückzuführen ist, dass dem Kardinal am Ende des Bürgerkrieges die Rückkehr in seine Diözese, wo er bei seinen Priestern und Diözesanen sehr beliebt war, verwehrt wurde. Der Fall des Kardinal VIDAL blieb von einer Art Geheimnis umhüllt. Vergebens würde man den geringsten Protest seinerseits suchen -, ebensowenig wie die geringste öffentliche Erklärung seitens der spanischen Regierung. Selbst die dortige Presse hat, wenn wir richtig unterricht sind, völliges Schweigen bewahrt.

Wir möchten jedoch noch darauf hinweisen, dass die gut bekannte italienische diplomatische Zeitschrift "Relazioni Internazionali" anlässlich der Unterzeichnung der Vereinbarung zwischen dem Vatikan und der spanischen Regierung bezüglich der Ernennung von Bischöfen (7.Juni 1941) den Beziehungen zwischen dem Hl.Stuhl und Spanien einen Artikel gewidmet hat. Nachdem darin zuerst die Haltung der Presse hinsichtlich des Konkordates zwischen den beiden Mächten als übereifrig (un tanto corriva) gekennzeichnet wird, während doch die Beschwerden und Forderungen weder von der einen, noch von der anderen Seite aufgegeben worden sind und, nachdem darin zwischen den Zeilen zu verstehen gegeben wird, dass der Abschluss eines Konkordates keineswegs sobald eine abgemachte Sache sein wird, wird vielsagend auf den Fall des Kardinal VIDAL angespielt, den man als vom Vatikan gegen die Ansprüche der spanischen Regierung verteidigt darstellt.

Auf Grund der Angaben, die das päpstliche Jahrbuch liefert, kann man feststellen, dass nach dem Ableben des Kardinal-Erzbischofs von Tarragona die Zahl der spanischen Diözesen ohne Hirten 12 übersteigt und dies trotz der oben erwähnten Vereinbarung vom 7.Juni 1941, die das für die Ernennung einzuschlagende Verfahren festlegt.

Zum Tode Prof. de Chastonays.

Die "Apologetischen Blätter" haben mit Prof. de Chastonay einen verständnisvollen Freund, klugen Berater und eifrigen Mitarbeiter verloren.

Im Jahre 1931 hat Prof. de Chastonay auf Wunsch des damaligen Zentralpräsidenten Dr.Buomberger die Leitung des Apologetischen Institutes des Schweiz. Kath. Volksvereins übernommen und sie bis zum Frühjahr 1938 in seinen Händen behalten. Unter seiner Leitung sind auch die "Apologetischen Blätter" gegründet worden. Er hat selbst öfters wertvolle Beiträge geliefert und den Fortgang des Werkes bis zu seinem Tod mit grossem Interesse verfolgt und gefördert.

Auch sonst war er der Mann einer weitblickenden, ernsten Apologetik. Seine Akademikerpredigten in Zürich und Bern, seine vielen Konferenzen weit im Land herum, seine ausgedehnte Vortragstätigkeit war stark apologetisch orientiert. Der Apologetik dienten auch sein Schrifttum, seine Artikel in der "Schweiz. Rundschau", in den "Neuen Zürcher Nachrichten", in der "Ostschweiz", im "Vaterland" usw. Aus seiner Feder erschien 1922 eine Schrift gegen die Ernsten Bibelforscher, 1927 über den Katholizismus im Kulturleben der Schweiz, 1938 ein Buch über die Satzungen des Jesuitenordens, im gleichen Jahr eine kleinere Schrift über Kardinal Schiner, 1940 das Leben des Walliser Predigers Peter Roh. Auch sein mehr religiös-aszetisch gehaltenes Buch "Introibo", 1941 erschienen, und das druckfertige Werk über die Doctrine spirituelle von P. Lallemant haben insofern apologetischen Charakter, als sie sich mit mancherlei Angriffen anderer Richtungen und Strömungen auseinandersetzen. Die Bildungskurse, die Prof. de Chastonay z.T. selbst organisiert und in grosser Zahl selbst gehalten hat, die Diskussionszirkel der Akademiker, die er in Zürich und Bern organisiert hat, waren vom gleichen apologetischen Geist beseelt.

Unter Apologetik verstand Prof. de Chastonay nicht kleinliches Gezänk und rechthaberische Streitereien, nicht fruchtlose Diskussionen und unnützen Federkrieg, sondern die geistige Auseinandersetzung mit den grossen Fragen der Gegenwart. Er war einer Philosophie und Theologie, die in Büchern vergilbt, abhold, ebenso abhold aber einem Reden, Schreiben und Predigen, das sich modern gebärdet, aber nicht auf einer gründlichen philosophischen und theologischen Schulung aufgebaut ist. Sein Ideal war die Beantwortung der heutigen Fragen aus dem Reichtum, der Grösse und Weite katholischen Denkens und Glaubens heraus. Es ist das, war wir in unseren Blättern immer konstruktive Apologetik nannten. Diese Linie hat der Verstorbene dem Apologetischen Institut und den "Apologetischen Blättern" gegeben. Wir betrachten es als sein Erbe, an dieser Linie auch weiterhin festzuhalten. Es handelt sich nicht darum, auf jeden Einzelangriff zu antworten und auf jede kleine Einzelfrage einzugehen, sondern die grossen Grundfragen , die aus letzten irrtümlichen Haltungen und Ideen kommen und oft auch ein ernstes Fragen und Suchen bedeuten, rechtzeitig zu sehen, mit Klarheit und Ueberlegenheit zurückzuweisen oder, soweit es sich um wirkliches Fragen handelt, ernst und überzeugend zu beantworten. Dieses Ziel ist hochgesteckt. Aber gerade Prof. de Chastonay hat gezeigt, dass es nicht unerreichbar ist. Sein Geist soll uns weiterhin vorbildlich sein.

Das apologetisch interessante Buch.

Wenn Laien sich mit Theologie befassen, so ergreift die geistlichen Theologen meist ein Schrecken. Trotzdem ist die Wissenschaft der Theologie an und für sich kein Vorrechtsbezirk der Geistlichkeit, wenn man von der lehramtlichen Ueberwachung, wie sie den Bischöfen obliegt, einmal absieht. Es ist sogar bedauerlich, dass im Lauf der geschichtlichen Entwicklung Theologie fast exklusiv von Geistlichen studiert wird. Sie gerät nämlich so in die Gefahr der Vereinsamung, die weder andere Disziplinen befruchten kann, noch auch von ihnen Anregung und Förderung empfängt. Ein theologisch-philosophisch geschulter Physiker und Laie hat uns erst kürzlich auf diese Problematik hingewiesen (Dessauer). Was hier zur fruchtbaren Auseinandersetzung führen kann, das muss zur traurigen Verirrung werden, die nur bedenkliche Folgen zeitigen kann, wenn sich ein theologisch und philosophisch nicht geschulter Kopf mit den letzten Problemen der Theologie befasst.

Ein solches Buch liegt nun vor in "Thomas Taumers Tagebuch", das von einem nicht unbekannten katholischen Politiker, dem Luzerner Jakob Renggli, dieser Tage veröffentlicht wurde. Die literarische Form ist die eines Tagebuches, das von einem schwindsüchtigen Neunzehnjährigen geführt wird. Die Gedanken kreisen vor allem um das Problem des Leidens. Im weitesten Sinn: Woher das Leiden? Um den Ursprung der Sünde; wie Gott Leiden und

Sünde geschehen lassen könne; wie er in der bösen Tat mitwirke; wie stellvertretendes Sühneleiden möglich sei; wie überhaupt Gott beleidigt werden könne; wie Erbsünde möglich; wie eine ewige Hölle; wie Teufel möglich seien. In der Lösung dieser Fragen versinkt Renggli immer tiefer in einen reichlich vagen Pantheismus. Daneben treten noch alle möglichen Fragen auf, wie nach der Echtheit des Johannesevangeliums aus inneren Kriterien, oder die Frage der Parusieerwartung Christi, und überhaupt nach dem Bewusstsein des Gottmenschen usw. All diese Fragen sind nicht an den Haaren herbeigezogen und nicht von einem Feind der Kirche in übelwollender Polemik als Fallstricke aufgestellt - so will es uns wenigstens scheinen -, sondern es sind Fragen, wie sie eben einem gebildeten und philosophisch-theologisch interessierten Laien aufgehen können und müssen. Man wird auch nicht leugnen können, dass Renggli sich ernstlich bemüht hat, die katholische Antwort auf diese Fragen zu studieren. Er hat offensichtlich mit katholischen Geistlichen darüber gesprochen und auch in theologischen Büchern sich Rat geholt. Die landläufigen Antworten vermochten ihn aber nicht zu befriedigen, ja trieben ihn immer weiter vom katholischen Glauben ab.

Was Renggli eigentlich abgeht, hat er selber auf S.53 seines Buches beschrieben, da er von einer Begegnung mit einem "frommen, gütigen Pfarrer" erzählt, der mit ihm über Glaubenssachen nicht diskutieren wollte, weil der Glaube eine Gnade sei, die man mit gelehrten Disputationen nicht erlangen könne. Als reiner, wenn auch ehrlicher Rationalist tritt Renggli in diesem Buch durchwegs auf, der einen gläubigen Menschen, wie den eben genannten Pfarrer oder auch die Schwester des Tagebuchschreibers zwar bewundern kann, aber ihnen nicht nachzufolgen vermag, weil er alles vor das Tribunal seiner richtenden Vernunft zieht. Nun ist es zwar richtig, dass die Wahrheiten des Glaubens der Vernunft nie widersprechen können: Die Gesetze der Logik haben auch bei Gott Geltung, wie Renggli treffend sagt, aber das Motiv des Glaubens ist eben nicht die innere Einsicht, sondern die Bezeugung des offenbarenden Gottes. Man wird im ganzen Buch Rengglis vergeblich auch nur einen einzigen Satz suchen, den er auf Grund des Glaubens und nicht der Einsicht annimmt. In dieser Haltung des ungläubigen Rationalisten ist der Schlüssel zum ganzen Buch gegeben.

Man könnte nun freilich auch vom Standpunkt der natürlichen Vernunft an Rengglis Buch vieles bemängeln. Sein Pantheismus ist alles andere als logisch durchsichtig; eine merkwürdig individualistische Haltung, die heute fast wie ein Anachronismus anmutet, lässt ihm alles stellvertretende Sühnen unverständlich erscheinen. Von der Einheit des Menschengeschlechtes, von der gemeinsamen Verschuldung, wie sie Familien, Völker etc. befallen kann, hat er keine Ahnung. Die liberale Auffassung: Ein guter Mensch sein und die Ueberzeugung anderer schonen, ist ihm schlechthin "die Hauptsache". Aber das alles würde Renggli wohl überwinden, wenn ihm jemals der Schritt zum echten Glauben gelungen wäre.

Für die Apologetik ergibt sich ein Doppeltes, wie uns scheint: Erstens eine Besinnung auf uns selbst. Ob wir nicht doch im Fahrwasser des Rationalismus nur allzuviel b e w e i s e n wollten, wo unsere Gründe (rationes theologicae) doch nur schwächliche Erklärungsversuche sind, mit denen wir uns Glaubenswahrheiten näher zu bringen suchen? Auf diesen Erklärungen ruht unser Glaube nicht, so nützlich sie sein mögen, und hier ist Starrheit keine Tugend. Zweitens: Es besteht heute ein Verlangen nach persönlichen, bekenntnisartig vorgelegten Weltanschauungen. Rengglis Buch und schon vorher Arnold Heims "Weltbild eines Naturforschers" zeigen dies zur Genüge. Von katholischer Seite liegt derartiges heute gar nicht vor. Nicht Schulbücher, nicht objektive Systeme an sich, sondern ein Weltbild, wie es ein lebendiger Mensch von heute erlebt, das vor allem scheint die Stunde von uns zu fordern.